Der Hausfreund
UNTERHALTUNGSBEILAGE ZUM „OSTDEUTSCHEN VOLKSBLATT"
Nr. 12 Lemberg, am 2. Scheiding (September) 1928



10)

Draußen blieb sie wie erstarrt einige Minuten stehen. Ein großes seelisches Unbehagen überfiel sie, dessen Ursprung sie vergeblich nachsann.

Was hatte sie denn eigentlich anderes erwartet, und mit welcher Berechtigung? Eine Ausnahmestimmung, wie die gestrige, durfte sie nicht derart täuschen, daß sie meinte, es müßte nun immer so bleiben.

Ganz energisch schüttelte sie dieses Empfinden ab und mit einem herzhaften Auflachen befreite sie sich von einem Druck, der auf ihr gelastet hatte.

Kurze Zeit darauf war sie wieder die alte leichtherzige Carmen.

VII.

Lugano schmückte sich zum nahen Pfingstfeste. Die Natur prangte im frischen grünen Festkleide. Der volle Reiz des Südens, gemischt mit der stolzen Herbheit der nahen Alpenwelt, lag über den Ufern des Sees ausgebreitet. Eine lichte, sonnige, farbenprächtige Welt, vom Zauber des Frühlings umfangen.

Die kleine Isolde von Hartungen war mit ihrer französischen Erzieherin in Lugano eingetroffen. Der Professor selbst hatte sein Töchterchen von der Bahn abgeholt und ins Sanatorium gebracht. Es war ein zartes, graziöses und sehr hübsches Kind. Das liebliche Kindergesicht wurde von einer Fülle blonder Locken umrahmt und die blauen etwas altklug blickenden Augen gaben ihm einen zarten Reiz.

Isolde sah ihrem Vater nicht ähnlich, und doch kamen ihre Züge Carmen bekannt und vertraut vor. Sie freundete sich schnell mit dem Kinde an, das ihr zutraulich entgegenkam und bald eine fast überschwängliche Zuneigung zu ihr faßte.

Mademoiselle Perette hatte Mühe, ihren Zögling zurückzuhalten damit das Mädchen der angeschwärmten Schwester nicht auf Schritt und Tritt nachlief und sie bei ihren Obliegenheiten störte.

Die Gäste des Sanatoriums bewarben sich alle mehr oder minder um die Gunst der Kleinen. Sie war ein so nettes Spielzeug und eine angenehme Abwechslung. Klein-Isolde aber machte ihre Unterschiede. Die alte Gräfin Braunfels, die sich wieder beruhigt hatte und nicht mehr daran dachte, das Sanatorium zu verlassen, hatte wenig Glück mit ihr, trotzdem sie mit allerhand Verführungskünsten und Süßigkeiten zu locken versuchte.

Mit einer Energie, die bei einem so jungen Kinde bewunderungswert war, lehnte sie jedes Geschenk ab.

Der Papa hatte es ihr verboten, etwas anzunehmen! Sie schien einen riesigen Respekt vor ihrem Vater zu haben und liebte ihn mit schwärmerischer Zärtlichkeit.

Hartungen, der sonst nur Zeit und Sinn für seine Arbeit und seinen Beruf hatte, widmete ihr jetzt einen großen Teil des Tages.

Er schien in dem Verkehr mit seinem Kinde wie ausgewechselt zu sein. Seine Miene hatte sich aufgehellt und seine Stimme klang weich und zärtlich, wenn er mit ihr sprach.

Man sah ihn oft stundenlang mit seinem Töchterchen im Park zusammen, oder er nahm es mit in die Stadt auf den Markt, kaufte ihm Obst und Spielsachen, ruderte es auf dem See spazieren.

Bei allen diesen Ausflügen war die französische Bonne nie zugegen. Er wollte wohl lieber mit seinem Kinde allein sein.

Eines Tages — Carmen hatte Isoldchen gerade gebadet und saß nun, mit dem Kinde auf dem Schoß, am Fenster, während sie es abtrocknete und frottierte — schlang Isolde plötzlich mit einer leidenschaftlichen Bewegung die Arme um ihren Hals.

„Wenn ich doch immer bei dir bleiben könnte und nicht in die Pension zurückbrauchte."

Ein unendliches Mitleid mit dem mutterlosen Kinde überkam Carmen, und sie küßte es zärtlich.

„Du kommst zu den großen Ferien im Sommer wieder, Liebling," versuchte sie zu trösten. Doch Isolde schüttelte das Köpfchen.

„Ich möchte immer bei dir bleiben, bei dir und Vati — das wäre so schön, so schön wie damals als Mutti noch lebte und ich ganz klein war."

„Erinnerst du dich noch an deine Mutti?" fragte Carmen ablenkend.

„Gewiß — ich war ja schon über drei Jahre alt. Mutti war lieb und schön und küßte mich und spielte mit mir. Manchmal aber war sie traurig und weinte. Dann ging sie ans Klavier und sang — sie sang so wundervoll — und hinterher war alles wieder gut und sie lachte wieder."

„Wie gut du das noch alles weißt, Isolde. Aber nun sollst du nicht mehr daran denken und auch wieder lustig sein. Deine liebe Mutti ist jetzt im Himmel und sieht auf dich herab und freut sich über dich."

„Ja — ist sie im Himmel? Weißt du das bestimmt?" fragte Isolde jetzt kindlich und doch mit einem frühreifen, grüblerischen Zug um den kleinen Mund.

„Gewiß, mein Kind," antwortete Carmen fest.

„Wenn ich Vati danach frage, wird er immer böse und schickt mich fort."

„Vati ist wohl nur traurig," verbesserte Carmen.

„Nein, böse," beharrte die Kleine, „ich darf nie von Mutti sprechen."

„Armes Kind," dachte Carmen und drückte Isolde noch fester an sich.

Also so tief war sein Schmerz um die verlorene Gattin, daß er nicht einmal zu seinem Kinde von ihr sprechen mochte! Von ihrem Standpunkte aus war ihr ein so herber, verschlossener Schmerz allerdings unverständlich. Sie meinte, daß ein Trost darin liegen müßte, von einem lieben Verstorbenen zu sprechen. Ein Mann, besonders einer von Hartungens Charakter, mochte anders darin empfinden.

Während solche Gedanken sie beschäftigten, versuchte sie das Kind auf ein anderes Thema zu bringen. Sie erzählte ihm allerlei, scherzte und lachte mit ihm, und nach Kinderart hatte Isolde bald ihren Kummer vergessen.

Am Nachmittag machte Carmen während ihrer freien Zeit im Park ihren gewohnten Spaziergang, den sie bis zum Ufer des Sees ausdehnte.

Da sah sie in geringer Entfernung den Professor mit Isolde neben einem Barkenvermieter stehen und mit diesem verhandeln.

Schnell wollte sie umkehren, doch Isolde hatte sie bereits bemerkt und eilte mit einem Freudenruf und ausgestreckten Aermchen auf sie zu.

Eine zärtliche Umarmung folgte.

Hartungen hatte sich umgewandt und die kleine Szene beobachtet. Nun kam auch er langsam näher.

Isolde flog ihm entgegen und drängte sich mit stürmischer Bitte an ihn:

„Nicht wahr, Vati — Schwester Carmen begleitet uns nach Melide?"

Hartungen machte ein etwas betroffenes Gesicht.

„Das wird nicht angehen, mein Kind. Schwester Carmen hat etwas anderes vor."

Isolde sah bittend zu Carmen auf.

„Nicht wahr, du hast nichts anderes vor — du kommst mit uns?"

Carmen geriet in Verlegenheit; sie hatte die Ablehnung des Professors wohl herausgefühlt. Er wollte nicht, daß sie mitkam. denn er war lieber allein mit seinem Kinde.

Sie beugte sich zu dem Kinde herab und sagte tröstend: „Ein andermal, Isoldchen!"

„Ein anderes Mal," wiederholte Hartungen mit seltsamem Tonfall. „Wissen Sie nicht, Schwester, daß Isolde bereits morgen nach Genf zurückkehrt?"

Schnell sah sie zu ihm auf. Sie verstand ihn nicht. „Doch — ich weiß es, Herr Professor," entgegnete sie etwas unsicher.

„Nun also — warum versprechen Sie dem Kinde etwas, was Sie nicht halten können?"

Sie errötete und wußte nicht, was sie von diesem Vorwurf denken sollte.

„Wenn Sie es wünschen, daß ich mitfahre, tue ich es natürlich herzlich gern," erwiderte sie.

„Nein," entschied er kurz, „Sie sollen sich keinen Zwang auferlegen, sondern Ihre Freistunden nach eigenem Gefallen ausnützen. — Komm, Isolde, sei artig — quäle die Schwester nicht länger."

Carmen glaubte eine leichte Gereiztheit durch seine Worte zu hören, und ihr Herz pochte stärker. Sie wandte sich an das ganz betrübt dreinschauende Kind:

„Ich fahre mit, Isoldchen."

Mit einem Jubelruf sprang die Kleine auf sie zu und wollte sie schier erdrücken mit den kleinen Händen.

Carmen machte sich lachend frei und folgte dem voranschreitenden Professor, der kein Wort auf ihre Zusage erwidert hatte, mit dem Kinde an der Hand nach der Barke.

Schweigend reichte er ihr die Hand und half ihr einsteigen, hob sein Kind hinein und folgte.

Bald darauf flog die Barke mit dem hellen Sonnendach, von den sehnigen Armen eines Italieners gerudert, in den See hinaus.

Es war ein warmer, sonniger Nachmittag. Das blaue Wasser leuchtete, und wie Perlen rollten die leicht gekräuselten Wellen übereinander. Grüne, blühende Hänge, Berge und Ortschaften zogen vorüber.

Carmen sah das alles mit einem wonnigen Empfinden und sah es auch wieder nicht.

Mechanisch antwortete sie auf das lebhafte Geplauder der Kleinen, die sich bald an sie, bald an den Vater wandte und so eine Verbindung zwischen beiden herstellte, die direkt nicht angeknüpft wurde.

Hartung saß, mit einem leichten, zerstreuten Lächeln seinem Kinde zuhörend, an die Seitenwand der Barke gelehnt, gegenüber und warf nur ab und zu ein kurzes Wort in die Unterhaltung. Dann verstummte er ganz.

Carmen beschäftigte sich fast übereifrig mit Isolde. Es war, als ob sie damit etwas niederkämpfen wollte, was sie bedrückte. Sie erschien sich trotz aller Zärtlichkeit des Kindes wie ein störendes Element zwischen Vater und Tochter und wünschte fast, sie wäre zu Hause geblieben. Sein Schweigen verletzte sie überdies. Warum sprach er nicht mit ihr, und wenn es nur eine gleichgültige Phrase gewesen wäre?

Sie hob die Augen, die sie bisher beharrlich auf Isolde hatte ruhen lassen, zu ihm auf und begegnete seinem Blick.

Ihr Herz begann ganz unmotiviert zu klopfen, und ein rosiger Schimmer überzog ihre Wangen. Sekundenlang hielt sie diesem Blick stand, dann wandte sie sich wieder ab.

Wie mußten diese schier unergründlichen Augen aussehen, wenn sie in Leidenschaft blitzten, wenn ein Sturm seine Seele entfesselte oder wenn sie aufflammten, gleichviel von welchem Feuer entfacht? Es lag etwas dahinter wie ein Geheimnis, das sie nicht zu ergründen vermochte.

„Was ist dir, Schwester Carmen? Warum bist du plötzlich so ernst und still?" riß sie Isoldens Stimmchen aus ihrem Grübeln auf, und nun erst wurde sie sich ihrer törichten Gedanken bewußt.

Sie warf einen verstohlenen Blick zu Hartungen hin. Der aber saß mit geschlossenen Augen nach der anderen Seite gewandt.

Da kam ein befreiender Atemzug aus ihrer Brust, und ihr helles klingendes Lachen hallte weit über den See hinaus.

Wie aus einem Traum erwachend fuhr der Professor herum und starrte sie an, verwundert, fassungslos, als passe dieses Lachen nicht in seine Gedanken.

Plötzlich riß er mit einer leidenschaftlichen Bewegung sein Kind an sich, so daß die Barke ins Schwanken geriet, und befahl dem Italiener mit rauher Stimme, umzukehren und heimzufahren.

„Aber Vati," rief Isolde ganz verschüchtert, „wir wollten doch nach Melide."

„Wir fahren heim," erwiderte er kurz und streng, daß das Kind keinen Widerspruch mehr wagte.

Auch Carmen war erschrocken. Hatte ihr Lachen ihn verletzt oder was hatte er sonst? Er war doch oft ganz unberechenbar.

Heiß strahlte die Sonne auf das Sonnendach der Barke, aber darunter schien alles Leben erloschen zu sein.

Nur Isolde fing zuerst schüchtern, dann wieder freier zu plaudern an, und schmiegte sich wieder an die Schwester.

„Sie verwöhnen mir das Kind," sagte der Professor. Es war das erste Wort, das er direkt an Carmen richtete; es klang aber nicht wie ein Vorwurf.

„Morgen geht Isolde fort, Herr Professor," antwortete sie, „es ist also der letzte Tag."

„Der letzte Tag," wiederholte er. Ein tiefer Atemzug kam aus seiner Brust. „Ja — leider," fügte er hinzu.

Die kurze Strecke bis zur Landungsstelle verharrte er wieder in seinem Schweigen, bis die Barke ans Land stieß.

Nun sprang er hinaus und reichte der Schwester die Hand, um ihr behilflich zu sein. Aber diese Hand hielt nicht so fest und sicher wie sonst. Carmen stolperte und wäre beinahe gefallen; das Kind amüsierte sich darüber und neckte die Schwester.

Hartungen verwies es ihr und nannte sie unartig. Darauf zog Klein-Isolde ein Mäulchen, als ob sie weinen wollte.

„Das Kind ist verwöhnt, weil ich es nicht oft um mich haben darf," sagte er mehr zu sich, als zu der Schwester. „Ihm fehlt die rechte Erziehung des Elternhauses."

Schwester Carmen drückte einen Kuß auf das verzogene Mäulchen, das sofort wieder lachte.

Dann verabschiedete sie sich von Hartungen, weil ihre Freistunde vorüber war, bedankte sich für die Fahrt und eilte leichtfüßigen Schrittes dem Sanatorium zu.

Vater und Tochter sahen der schönen, schlanken Gestalt nach.

„Ist sie nicht lieb?" fragte das Kind, aber Hartungen antwortete nicht.

VIII.

Klein-Isolde war unter schmerzlichen Abschiedstränen abgereist.

Der Professor hatte sie ganz energisch von Schwester Carmen, an deren Hals sie sich fest klammerte, und die sie gar nicht loslassen wollte, zurückrufen müssen.

Dann war der leichte Wagen davongerollt, und ein kleines Kindertaschentuch wehte noch lange im Winde.

Nun liefen keine trippelnden Schrittchen mehr die breiten Korridore entlang, und keine liebliche Kinderstimme wurde mehr laut.

Carmen empfand eine Lücke. Sie hatte das reizende, zärtliche Kind liebgewonnen, und es fehlte ihr überall, wenn sie ihm auch nicht viel Zeit hatte widmen können.

Nun hatte sie an ihrem von allerlei Pflichten ausgefüllten Tage keine so angenehme Abwechslung mehr, und anfangs war sie beinahe verstimmt. Allmählich erst fand sie sich wieder zurecht. Es ging wieder im alten Geleise. Auch der Professor nahm wieder sein steifes, ernstes Wesen an, das nur durch die Gegenwart des Kindes aufgehellt worden war.

Eines Nachmittags machte Carmen ihren gewohnten Spaziergang zum See hinunter.

Dort setzte sie sich auf eine Bank unter dem Schatten einer Kastanie und blickte über die blaustrahlende Fläche des Sees.

Sie sah eine schaukelnde Barke, ähnlich jener, in der sie ihre erste Fahrt auf dem Luganer See gemacht hatte.

Ein seltsames, heißes Verlangen stieg in ihr auf, eine unverstandene Sehnsucht. Sie verlor sich in dieses Empfinden hinein; sie, die Heitere, Sorglose, der sentimentale Gefühle etwas gänzlich Fremdes waren, geriet in eine weiche, traumhafte Stimmung hinein.

Mitten in diesen Traum drang plötzlich eine Stimme, die ihm mit einem Schlage ein jähes Ende bereitete. Oder träumte sie dennoch?

„Carmen!"

(Fortsetzung folgt)

Bunte Chronik

Die Revolte in der französischen Hölle

Noch immer kennt die französische Strafjustiz das barbarische Verfahren der Deportation von Sträflingen in die Hölle tropischer Bagnos. Die Weltmeinung hat sich nie sehr viel um diese französischen Sträflingskolonien gekümmert, es sei denn, daß das tragische Geschick eines einzelnen, wie z. B. im Falle des Hauptmanns Dreyfus, der nach der Teufelsinsel verbannt war, das Kulturgewissen der Welt einmal aufrüttelt.

Jetzt wird wieder einmal durch die blutigen Vorgänge, die sich in Cayenne, der Hauptstadt von Französisch-Guayana abgespielt haben, die Aufmerksamkeit der internationalen öffentlichen Meinung auf diese weltferne, große Kolonie Frankreichs konzentriert. Dort hat sich nach französischen Blättermeldungen eine erregte Volksmenge, von der man freilich noch nicht weiß, ob auch Angehörige der Strafkolonie sich unter ihr befanden, zu einer blutigen Revolte hinreißen lassen, die mit dem Tode von sechs höheren Beamten der Kolonie geendet hat. Der Grund der Volkswut war der Tod des früheren Abgeordneten Galmot, der anscheinend einem Racheakt durch Vergiftung erlegen ist.

Von Cayenne weiß der Laie im allgemeinen nur, daß dort der Pfeffer wächst. Das stimmt nebenbei gesagt nicht ganz, da der sogenannte Cayenne-Pfeffer durchaus nicht nur in Französisch-Guayana heimisch ist. Wissen Sie denn überhaupt, lieber Leser, wo diese „Hölle der Sträflinge" geographisch liegt? An der Nordostküste von Südamerika. Das französische Guayana umfaßt eine Fläche von 34 740 Quadratmeilen und hat nach der Volkszählung von 1926 eine Bevölkerung von 47 341 Personen. Regiert wird die Kolonie durch einen Gouverneur, dem ein Verwaltungsrat von fünf Mitgliedern beigegeben ist. Gewissermaßen die parlamentarische Vertretung ist der Generalrat, in den 16 in Guayana ansässige Franzosen als Abgeordnete gewählt werden. Die Hauptstadt Cayenne zählt zirka 14 000 Einwohner, ohne die Sträflingssiedlung Maroni. Zur Aufrechterhaltung der Sicherheit und Ordnung ist Kolonialinfanterie in Cayenne stationiert.

Die Kolonie ist seit dem Jahre 1677, nachdem sie vorher holländisch gewesen war, im dauernden Besitz der Franzosen. Die Verschickung der Sträflinge begann erstmalig im Jahre 1852, doch erst seit 1885 hat Cayenne einen eigenen Bagnorayon, in dem die zu Zwangsarbeit, sei es lebenslänglich oder befristet, verurteilten Verbrecher ihr elendes Dasein führen. Nach dem Stande vom 31. Dezember 1926, bestand die Verbrecherkolonie aus 6209 Deportierten.

Die Kolonie besitzt ungeheuren Waldreichtum, aber nur wenig Ackerbau. Die wichtigsten Bodenerzeugnisse sind Reis, Mais, Kakao, Kaffee, Zuckerrohr und Tabak. In industrieller Hinsicht steht der Goldbergbau an erster Stelle.

Schulstunden durch Rundfunk

Die preußischen Schulbehörden, mit dem Kultusministerium an der Spitze, sind seit längerer Zeit bestrebt, den Rundfunk in immer weiterem Umfange der Schule dienstbar zu machen. Vor kurzem hat im preußischen Kultusministerium eine Beratung stattgefunden, in der über die Mittel und Wege verhandelt wurde, auf denen das erstrebte Ziel am zweckmäßigsten erreicht werden kann. Der Schulfunk ist in verschiedenen anderen Ländern, insbesondere in England, bereits zu einer feststehenden Einrichtung geworden. Sind doch dort nicht weniger als 3000 Schulen an dem sogenannten Schulfunk angeschlossen. Von den anderen Staaten machen vor allem Dänemark und Schweden gegenwärtig besondere Anstrengungen, um den Vorsprung, den England auf diesem Gebiete besitzt, einzuholen. In Deutschland sind es zuerst die preußischen Schulbehörden und vor allem das preußische Kultusministerium gewesen, die den hervorragenden pädagogischen Wert des Schulfunks erkannt haben. Heute sind in allen Teilen Preußens insgesamt mehrere hundert Schulen an den Schulfunk angeschlossen. Das preußische Kultusministerium verfügt über einen besonderen Fonds zur Einrichtung von Rundfunkanlagen in Schulen, die sich eine solche Apparatur nicht aus eigenen Mitteln beschaffen können. Besonders kommen dabei die Lehranstalten in Oberschlesien, im Saargebiet und in Schleswig in Frage.

Der Schulfunk arbeitet in folgender Weise: An jedem Tage wird zu einer bestimmten Zeit eine Stunde lang der Schulfunk gesendet. Das Programm bezieht sich auf die verschiedensten Gebiete. Zum Beispiel wird durch Rundfunk den Schülern eine Unterhaltung zwischen einem Deutschen und einem Engländer in englischer Sprache vorgeführt, wobei sich die Art der Vorführung, je nachdem, welche Klasse an jenem Tage den Rundfunk hört, leichter oder schwieriger gestalten wird. Wie auf dem Gebiet der Sprache, so wird auch in anderen Lehrfächern durch Rundfunk den Schülern Unterricht erteilt. So wurde zum Beispiel auf dem Gebiete der Geographie letzthin ein aus Australien zurückgekehrter Reisender von einem Geographen vor dem Mikrophon derart befragt, daß sich aus der Unterhaltung die wesentlichen Merkmale jenes Landes ergaben. Aehnliches wurde zum Beispiel auch auf dem Gebiete der Naturwissenschaften vorgeführt, wobei ein Forschungsreisender in einem Zwiegespräch ein Bild von der Steppe und ihrem Leben gab. Die Sendungen des Schulfunks werden so gestaltet, daß jede dafür in Betracht kommende Schulklasse oder Schülergruppe einmal im Monat durchschnittlich den Schulfunk hören kann. Zur festgesetzten Stunde gehen dann die Schüler in den Hörraum, in dem durch Lautsprecher der drahtlose Unterricht erteilt wird.

Die Besprechung, die kürzlich im Kultusministerium stattfand, beschäftigte sich vor allem mit der Verteilung der Aufgaben unter den einzelnen Sendegesellschaften. Dabei wurde beschlossen, daß der Schulfunk für die Landschulen und die Lehranstalten der kleineren Städte zu den Aufgaben der örtlichen Rundfunkgesellschaften gehören sollen. Die Durchführung des Schulfunks für die Volksschulen in größeren Städten sowie für die höheren Schulen gehört zu dem Sendegebiet der deutschen Welle im Zusammenwirken mit dem Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht. Während die Sendungen der örtlichen Rundfunkgesellschaften sowie der Deutschen Welle am Vormittag stattfinden sollen, müssen sich dementsprechend andere Rundfunkorganisationen andere Sendezeiten wählen.

Außer dem Rundfunk für die Schüler, hat man auch den Schulfunk für die Lehrer eingeführt, der auf deren Aufgabenkreis eingestellt ist und besonders pädagogischen Charakter trägt. Dieser Schulfunk für die Lehrer wird wie bisher, so auch in Zukunft, in den Nachmittagsstunden gesendet werden, um den Pädagogen Zeit und Gelegenheit zu geben, diese Veranstaltungen zu hören.

Wunderheilungen in England

Wallfahrten, ähnlich derjenigen zu der Grotte der Jungfrau von Lourdes, dürften auch in England beginnen, wenn die Wunderheilungen, die, wie berichtet wird, durch den Bischof von Salford erfolgen, weiter zunehmen. So erzählt man, daß ein gewisser David Wilkinson aus Great Harwood, der durch Paralyse gelähmt war, als er dem Gottesdienst des Bischofs beiwohnte und seinen Segen empfing, sogleich ein „geheimnisvolles Gefühl, wie nie zuvor, empfand. Am fogenden Tage fühlte er, wie die Kräfte in seine Glieder zurückkehrten; er war imstande, sich selbst anzuziehen und sogar eine große Strecke zu laufen. Auch andere kranke Personen berichten von einer erheblichen Besserung ihres Zustandes, nachdem sie von dem Bischof gesegnet worden waren.

Jazz in der Luft

Es gibt noch Dinge, die unsere Gegenwart zum Staunen zwingen, die unser nüchternes Denken mit technischen Wundern überraschen. Und der Russe, der aus der Luft mit zarten Handbewegungen Musik macht, gehört zu jenen Männern, die ein Geheimnis umgibt.

Eigentlich ist es kein Geheimnis, denn Professor Djounkowski, der als erster die „klingenden Wellen" entdeckte, erzählt bereitwillig von dieser Sphärenmusik, die seinem realistischen Verstand klar und selbstverständlich ist. Ein schlanker, bartloser Mann, fünfunddreißig Jahre alt. Mit dem Flugzeug, das Rückenwind schneller nach vorwärts trieb, als es der Fahrplan versprochen hatte, kam er aus Paris nach Berlin. Hier wird er nicht nur einen Vortrag über die „radio-elektrische Musik der Zukunft" halten, sondern auch ein ganzes Konzert geben, bei dem seine Zauberhände Mendelssohns Lieder ohne Worte und die Jazzrhythmen des Halleluja durch Bewegungen aus dem Aether holen werden.

Er lehnt es ab, ein Erfinder tituliert zu werden. Er hat nichts erfunden, er hat nur etwas entdeckt und in praktische Bahnen geleitet. Und er erzählt, auf welche Weise er zu diesem

Ziel fand. Als Flieger im Krieg verwundete ihn vor Warschau eine deutsche Kugel. Noch heute ist die Narbe auf der Stirn sichtbar. Dann war er in der Petersburger Hochschule für Fliegerkunst und äronautische Wissenschaft tätig. Daher sein Name Professor. Schon als Schüler und Mitarbeiter Sikorskys hatte er sich sehr viel mit Radioapparaten beschäftigt. Nach seiner Flucht aus Rußland mußte sich aber Jng. Djounkowski zuerst einem sicheren und einträglichen Beruf zuwenden. Er wurde Konstrukteur in einer belgischen Motorradfabrik und lebt noch heute in Brüssel, tagsüber mit den Methoden des Motorradbaues beschäftigt, in seiner Mußezeit aber über die Konstruktion radioelektrischer Musikapparate nachdenkend. Bis es ihm gelang, seinen „Vibrophon" herzustellen, auf dem man mit einfacher Bewegung der Hand in der Luft jede Melodie spielen könne. In Paris trat er mit diesem Apparat zum erstenmal vor die Oeffentlichkeit und machte im Theatre Empire vor den erstaunten, ja verdutzten Zuhörern Musik, ohne für diese fast orchestralen Klangwirkungen ein Instrument zu gebrauchen.

„Der Apparat benötigt keine Antenne," beginnt Djounkowski dem technisch Interessierten zu erzählen, „mit einfachen Handbewegungen in dem magnetischen Feld eines Niederfrequenz-Transformators kann man alle Töne der chromatischen Ton'kala erzielen. Die Bauart des „Vibrophon" ermöglicht es, alle hörbaren Schwingungen, bis zu zehntausend in der Sekunde, und nicht nur ganze oder halbe Töne, sondern auch Vierteltöne und noch kleinere Teiltöne hervorzurufen.

Es wird noch einmal so weit kommen, daß jeder Mensch, dem irgendeine Melodie durch den Kopf geht, diese wird spielen können, ohne die Beherrschung eines Instrumentes gelernt zu haben. Der Apparat gibt durch den Lautsprecher ganz reine Schwingungen wieder, die wiederum mit ganz reinen Tönen korrespondieren. Jedem Ton läßt sich eine eigene Farbe geben.

Wenn wir, drei Mann hoch, konzertieren, brauchen wir keine Noten. Wie ein Geigenspieler auf seinem Instrument vibriert und durch die kleinste Handbewegung neue und angenehme, hohe und tiefe Töne hervorbringen kann, so beherrschen wir, in der Luft tastend, die Töne und Akkorde, die sich nach dem Harmoniesystem aus Schwingungen ergeben.

Mein Ehrgeiz ist es nicht, Dirigent dieser Musikkapelle ohne Instrumente zu werden. Mich interessiert der Bau des patentierten Apparates, den ich möglichst billig herstellen will, um ihm eine große Verbreitung zu sichern."

„Ist Ihre Erfindung schon so vollkommen, daß sie bei dem Konzert nicht versagen kann?"

„Gewiß. Ich habe noch heute früh vor meiner Abreise die klarsten und reinsten Töne hervorgebracht."

„Wo sind die Apparate?"

„Bereits unterwegs. Dank dem Entgegenkommen der deutschen Botschaft in Paris werden sie auf dem sichersten Weg nach Berlin gebracht." Wenn man den Jng. Djounkowski so sicher seiner Sache sprechen hört, muß man an dieses neue Wunder der Gegenwartstechnik glauben lernen. Es ist also möglich, mit den Händen aus der Luft Musik zu holen, und die letzte Skepsis, daß diese Erzählungen Jules-Verne-Fabeln sein könnten, wird dadurch gebannt, daß Jng. Djounkowski ein öffentliches Konzert in Berlin gibt, in dem symphonische und Jazzmusik zu hören sein wird.

Sensationelle Erfindung eines Fernsehers

Berlin. In Amerika sind zur Zeit Dutzende von Erfindern anscheinend nur ausschließlich dazu da, um sich mit dem Problem des Fernsehens herumzuschlagen. Man mißt dieser neuen Erfindung noch viel größere Bedeutung bei als dem Tonfilm, der in Amerika schon zu einer Publikumsangelegenheit geworden ist. Die Zukunft gehört dem Fernsehfilm, sagt man in Hollywood.

Die großen Elektrizitätsgesellschaften scheuen keine Kosten, die Versuche zu fördern. Man hat bereits von Neuyork nach Washington durch das Kabel ferngesehen. Es war sehr schön, wie die Berichterstatter gemeldet haben. Aber — und das stand ganz klein im Handelsteil der Zeitungen — diese Demonstration hat die General Electric über eine Million Dollar gekostet. Also nichts fürs Publikum. Alexanderson, Jenkins und andere Prominente bemühen sich um das Problem. Die Radiobeilagen der großen Zeitungen wurden bereits durch Fernsehbeilagen erweitert. So hoffen die Amerikaner uns zuvorkommen zu können. Aber sie werden Augen machen. Auf der großen Deutschen Funkausstellung, die Ende dieses Monats in Berlin stattfindet, werden gleich zwei verschiedene Fernseher vorgeführt werden. Allerdings kostet der eine Apparat mehrere tausend Mark, während jedoch der andere für etwa 80 Mark — wie wir hören — von der A. E. G. an das Publikum geliefert werden soll. Damit werden wir dann am Radioapparat der Funkstunde mehr in die Karten gucken können.

Bei einem Besuch bei dem Erfinder konnte man folgendes besichtigen: Der Sender stand in einem Hinterzimmer der Wohnung, und der Empfänger war durch eine Telephonleitung mit ihm verbunden und im vorderen Teil der Wohnung aufgestellt. Eine direkte optische Verbindung war also unmöglich. Außerdem waren die Türen geschlossen. Der ganze Empfängerapparat ist in einem viereckigen Holzkästchen von höchstens 30 mal 30 mal 10 Zentimeter untergebracht. Wenn man ihn öffnet, sieht man eine Drehscheibe, ein einfaches phonisches Rad, ein Glühlampe, ein kleines Glasröhrchen und die Mattscheibe von der halben Größe einer Postkarte. Das ist alles. Und soll dann eben nur 80 Mark kosten. Wenn man den Strom einschaltet, beginnt sich die Scheibe zu drehen und auf der Mattscheibe erscheinen helle und dunkle Linien. Wird nun am Sender irgendein Gegenstand in die Lichtbahn gebracht, so erscheint sein Bild sofort auf der Mattscheibe des Empfängers. Zunächst hielt der Erfinder seine Hand in die Lichtbahn am Sender und man konnte am Empfänger deutlich sehen, wie sich die Finger bewegten. Hierauf zeigte er einfache Gegenstände, z. B. eine Taschenschere, eine Zigarre, ein Glas Kognak usw., und auch sie erschienen sofort am Empfänger. Dann Photographien, Unterschriften, gedruckte Texte usw. Immer war das Bild im gleichen Moment, wie es am Sender in die Lichtbahn kam, auch am Empfänger aufgezeichnet. Das ist das Wunderbare und selbst für den Fachmann Ueberraschende gegenüber der Bildtelegraphie. Und darum wird und muß sich für den Rundfunk, also für die breite Masse das Fernsehen durchsetzen, auch wenn die Bildtelegraphie schließlich genauere Details zu liefern imstande ist. Die Bilder selbst waren doch so genau, daß man auf der Mattscheibe sehr wohl erkennen konnte, ob ein Mann mit Bart oder ohne Bart, mit Adler- oder römischer Nase, eine Frau mit Bubikopf oder Zöpfen oder Hut usw. gezeigt wurde. Umrisse und Schattierungen der Gestalt erschienen so, wie wir sie bei den ersten kinematographischen Bildern gesehen haben. Aber man gewöhnt sich an diese Wiedergabe sehr bald und kann dann recht deutlich sehen. Ist das Problem auf diese Weise wirklich einmal praktisch und billig gelöst, so darf man erwarten, daß gerade dieser Apparat auf der Funkmesse, wo er in Betrieb vorgeführt wird, eine sensationelle deutsche Erfindung darstellen wird, und daß sich nun auch bald die Behörden damit beschäftigen werden, den Fernseher dem Radioapparat anzugliedern, damit auch die große Masse sich der neuen Erfindung erfreuen kann.

22000 Gäste bei einer Hochzeit

Ein Hochzeitsfest, wie es selbst Amerika noch nicht gesehen hat, wurde von dem Pianisten Percy Grainger gefeiert, der sich in Los Angeles mit der schwedischen Dichterin und Malerin Ella Viola Strom vermählte. Grainger, der zuerst als Wunderkind und später auch mit Kompositionen hervorgetreten ist, hatte bereits seine Verlobung in romantischer Weise verkündet. Die Vermählung fand in einem riesigen Amphitheater unter freiem Himmel statt, und die Szene wurde durch ein gewaltiges Lichtkreuz erhellt, das von dem Gipfel eines benachbarten Berges herabstrahlte. 22000 Gäste wohnten der Trauung bei, und danach spielte ein großes Orchester unter Graingers Leitung eine Komposition, die er „einer nordischen Prinzessin" betitelt und seiner Braut gewidmet hatte.

Das älteste Ehepaar der Welt

Vor kurzer Zeit haben die südslawischen Behörden in Semlin festgestellt, daß im Dorfe Werbica das älteste Ehepaar des Landes und zweifelsohne auch das am längsten verheiratete Paar der Welt lebt. Die Eheleute Demetrius und Zywilla Philipowicz bewohnen ihr Heimatdorf seit ihrer Geburt. Aus amtlichen Schriftstücken geht hervor, daß der Greis im Jahre 1839 bereits 21 Jahre zählte und dazumal schon beweibt war. Mithin kann er auf ein Lebensalter von 110 Jahren zurückblicken, wogegen seine Frau drei Jahre jünger ist. Da dieses Patriarchenpaar bereits 1839 verheiratet war, so leben sie 89 Jahre, wie der Mann behauptet in der glücklichsten Ehe, von Enkeln, Ur- und Ururenkeln umgeben. Demetrius Philipowicz hat niemals geraucht noch dem Alkohol gefrönt. Vor 30 Jahren trank er bei einer Festlichkeit das letzte Glas Wein. Das seltene Gattenpaar ist bei bester Gesundheit und geistig absolut frisch.